

Biblisch erneuerte Theologie.
Jahrbuch für Theologische Studien

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM R.Brockhaus ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe,
die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen
Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher
Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2021 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-brockhaus.de; E-Mail: info@scm-brockhaus.de

Satz: Daniel Keil, Jena
Druck und Verarbeitung: CPIbooks GmbH, Leck
Gedruckt in Deutschland
ISSN 2570-1975
ISBN 9783417241709
Bestell-Nr. 224170000

Biblisch erneuerte Theologie. Jahrbuch für Theologische Studien (BeTh)

Band 5 (2021)

Herausgegeben für den Arbeitskreis für evangelikale Theologie
und die Arbeitsgemeinschaft für biblisch erneuerte Theologie

*von Christoph Raedel und Jürg Buchegger-Müller
Henrik Homrighausen (Redaktion)*

Wissenschaftlicher Beirat (Advisory Board)

Andreas Beck (Leuven); Roland Deines (Bad Liebenzell); Roland
Gebauer (Reutlingen); Rolf Hille (Gießen); Lydia Jaeger
(Nogent-surMarne); Karsten Lehmkuhler (Strasbourg); Eckhard
Schnabel (South Hamilton); Stefan Schweyer (Basel); Julius
Steinberg (Ewersbach); Christian Stettler (Zürich/Basel); Ulrike
Treusch (Gießen); Beat Weber (Basel); Peter Zimmerling (Leipzig).

Laudatio anlässlich der Verleihung des Johann-Tobias-Beck-Preises 2020 an Prof. Dr. Philipp Bartholomä

Ralph Kunz

Lieber Kollege Bartholomä, liebe Schwestern und Brüder, es ist mir eine Ehre und Freude, zum Anlass der Verleihung des Johann-Tobias-Beck-Preises für Sie, den Preisträger, eine Lobrede halten zu dürfen. Schwer fällt es mir nicht, auch wenn die Umstände, unter denen die Feier über die Bühne – oder angemessener: über den Schirm geht – unbeschwerter sein könnten.¹ Aber ich will dem Corona-Thema nur diesen einen Satz gönnen: Wir wollen die Laudatio nicht mit dem Lamento infizieren. Meine Rede dauert zwanzig Minuten, also ungefähr eine Predigt lang – eine Predigt in der Landeskirche, notabene. In den meisten Freikirchen, die ich kenne, dehnt sich der Sermon etwas länger, womit wir beim Thema sind. Freikirchen sind anders und pflegen das „Selfing“ und „Othering“. In einigen Landeskirchen der Schweiz spalteten sich im 19. Jahrhundert die positiven (oder erwecklichen) Gemeinden von der liberalen Mehrheitskirche ab und nannten sich bzw. nennen sich bis heute Minoritätsgemeinden. Wer sich abspaltet oder abgespaltet wird, entwickelt ein anderes Selbstverständnis, konstruiert ein starkes Wir gegen die Anderen oder sieht „die Anderen“ gegen sich. Die ekklesiologische Abgrenzung als geschichtliches Kerncharakteristikum von Freikirchen ist auch ein Kernthema in der klugen Habilitationsschrift, die ich nun nur zu gerne lobe.

Sie, lieber Herr Bartholomä, haben ganz sicher einen wunden Punkt erwischt. Sie zeigen, woher freikirchliche Identität kommt, wie sie eine bestimmte Persönlichkeit entwickelt und in dieser sozialen Selbstkonstruktion Gefahr läuft, zu erstarren. Aber die eigentlich spannende und brisante

¹ Die Verleihung des Preises konnte aufgrund der damals geltenden Covid19-Schutzmaßnahmen nicht in Präsenz abgehalten werden.

Aussage ist, dass die Freikirchen gerade so dem eigenen Anspruch, missionarische Kirche zu sein, nicht mehr genügen können. Und das halte ich für ein außerordentlich wichtiges Ergebnis Ihrer Analyse. Man könnte es auch so zusammenfassen: Der Kontext, in dem diese Selbstkonstruktion mehr oder weniger fruchtbar war, hat sich geändert. Aber der Kontext hat sich nicht nur für die Freikirchen gewandelt, er hat sich auch für die Großkirchen, hat sich generell geändert. Wir reden von einem kulturellen Klimawandel. Und das heißt, dass auch das Wir-Sie-Gefüge nicht mehr funktioniert und sich ändern muss, oder: sich endlich ändern darf.

Sie erlauben, dass ich in meiner Lobrede nicht nur ein Referat, eine Zusammenfassung des Gelesenen bieten möchte, sondern den Ball aufnehme. Es ist auch an uns, den sogenannten Landeskirchlern, über „Selfing“ und „Othering“ nachzudenken. Wir haben auch unser Scherflein dazu beigetragen. In der kirchlichen Landschaft, in der ich zu Hause bin, geht das böse Gerücht, dass es Christenmenschen gebe, die sich frei nennen, aber unfrei sind. Freikirchler ist ein Schimpfwort. Ich wurde auch schon damit beleidigt. Varianten sind Frömmeler oder „Stündeler“. Zum schlechten Ruf kommt die üble Nachrede, dass die Freikirchler andere bekehren wollen. Stellen Sie sich so etwas einmal vor! Die wollen andere bekehren, umdrehen, manipulieren, indoktrinieren, weichkochen. Das Urteil wankt, ob diese seltsamen Menschen, die in Freikirchen gehen, Opfer oder Täter sind. Die Grenze zur Sekte ist fließend. Beide Gruppen missionieren. Sie missionieren! Stellen sie sich das einmal vor! Mission im Jahre 2021! Sie hören einen Lobredner, der seine Müh und Not hat mit der eigenen ekklesiologischen Identität, mit dem „Othering“ und „Selfing“ der Landeskirche; der Mühe hat, mit der Ängstlichkeit, mit der Mission traktiert wird, und dann damit taktiert wird, dass man Menschen auf das Schiff, das sich Kirche heißt, locken kann oder halten kann, wenn man sie nur zünftig warnt vor Bekehrung, Mission und horrible dictu Freikirche. Meine Kirche lebt von der Drohung, dass Mission, Bekehrung und Freikirche eine Art Bermuda-Dreieck sei, wo die wahre evangelische Freiheit verschwinden muss. Es ist ein Stereotyp der abartigen Kirche, eine Verachtung für die evangelischen Schmutzkinder, eine Angst vor dem Darknet der Kirche, wo sich die religiösen Schwärmer sammeln, tummeln und wimmeln.

Sie merken, das geht ziemlich tief mit diesem „Othering“ und „Selfing“, zurück an die Anfänge. Wir reden von einem Familienstreit, einem bitteren Familienstreit der Evangelischen, der längst schon aufgearbeitet werden müsste. Es ist höchste Zeit. Denn der Kontext hat sich verändert. System-

therapeutisch könnte man auch von einer Chance sprechen, denn wir haben jetzt die Chance, die Stabilität einer falschen Feindschaft und tödlichen Disharmonie zu stören. Es reicht nicht, wenn die Landeskirchen sagen: „Wir sind nicht evangelikal, wir sind nicht katholisch, wir bekennen uns zum Gendersternchen.“ Es reicht nicht, wenn die Freikirchler sagen: „Wir sind keine Landeskirche und sind gegen das Gendersternchen.“ Abgrenzung ist nicht die Lösung, sondern das Problem. Sie blockiert uns. Sie hindert uns daran, das zu tun, wozu wir Christenmenschen berufen sind, missional zu denken, aktiv neue Mitglieder zu gewinnen, für das Evangelium zu begeistern, zu evangelisieren. Und das müssen wir wollen, hüben wie drüben, denn der Kontext hat sich verändert.

Sie merken, ich habe die Studie *Freikirche mit Mission* aus einem bestimmten Blickwinkel gelesen, aus der Perspektive der *Landeskirche ohne Mission*. Und ich bin überzeugt, dass dieses Buch einen wichtigen Beitrag leisten kann zur inner-evangelischen Verständigung über Mission *und* zur Versöhnung der Kirchen. Nein, es geht weder ethisch noch theologisch um die komplette Einebnung aller Differenzen; es geht darum, aus dem Teufelskreis der Abgrenzungsekklesiologie herauszufinden. Positiv gesprochen: Wir sollen auf der Grundlage einer großzügigen Orthodoxie zu einer geschwisterlichen Einheit, die durchaus kritisch ist. Aber eine Einheit, in der die Welt etwas erkennt von dem, wer wir sind, wer zur *una sancta* gehört. Diejenigen, die nur Angst vor der „Evangelikalisierung“ schüren, und diejenigen, die sich vor dem Gespenst der Säkularisierung fürchten, beide haben noch nicht erkannt, wie weit fortgeschritten das religiöse Analphabetentum ist.

Die Auswüchse der verfehlten Abgrenzung verhindern das lebensnotwendige Wachstum, das positive und konstruktiv-selbstkritische missionale Engagement. Wer auf seiner Position verharret, verkennt den wahren Grund der Krise, hüben wie drüben. Und Philipp Bartholomä schaut genau hin und zeichnet nach, was der Preis einer sturen und starren Identität ist. In der explorativen Studie zeigt er auf, wie die Freikirchen ihre Situation einschätzen, wie die missionarische Praxis aussieht und wen sie heute noch erreicht. Das Fazit ist in Zahlen und in der Wirkung ernüchternd. Das Stichwort *Krise der Mission* absolut berechtigt. Es gibt zwar Wachstum, aber dieses beruht auf Transfer, und nicht auf Transformation. Wir verschieben Mitglieder von einer zur anderen Gruppe, von altmodischen Schuppen zu hippen Fellowships, von einer geistlichen Pfui- zu einer spirituellen Hui-Kultur. Aber wir gewinnen keine einzige Seele. Das ist jetzt etwas überscharf herausgearbeitet und es

muss sicher theoretisch bearbeitet und praktisch verarbeitet werden. Nur so viel: Über dieser Theorie steht ein ganz wichtiges Stichwort, das Stichwort Post-Christentum. Und dahinter steckt die meines Erachtens beste und tiefgründigste Diagnose des säkularen Zeitalters von Charles Taylor. Wir haben im ehemaligen christlichen Westen einen Wendepunkt erreicht, der tatsächlich von einem Post sprechen lässt. Allerdings wünsche ich mir an dieser Stelle (nicht nur von unserem Jubilar) eine Unterscheidung, die vielleicht als sprachliche Nuance abgetan werden kann. Ich glaube nicht, dass wir in einem post-christlichen oder auch post-kirchlichen Zeitalter leben. Wir leben eher in einem post-christentümlichen oder post-kirchentümlichen Zeitalter. Die ganze Diskussion darüber, wie wir Land zurückgewinnen, den Besitz wahren und den Bestand dieser „Tümer“, im Christentum oder Kirchentum sichern können, führt in die Irre, die Frontstellung gegen die böse Welt in die Starre. Aber eben auch das vermeintliche Wachstum der Transfer-Mission. Der Mega-Church-Boom hat einen Scheinriesen produziert, der wie Herr Tur Tur aus Jim Knopf immer kleiner wird, je näher man kommt. Die attraktive Alternative zur verstaubten Kleinkirche, die gestrandete religiöse Migranten sammelt, stößt an ihre Grenzen. Es ist schwierig, Partygänger zu Nachfolgern zu machen. Sogenannte Post-Evangelikale, die mehr oder weniger orientierungslos nach geistlicher Heimat suchen, weil sie auf der Suche nach Halt sind, Freikirchen als zu eng und Landeskirchen als zu unverbindlich erfahren. Die „Generation Worship“, wie sie auch genannt wird, ist ein dankbares Kundensegment für kritische Podcasts, die das feste Glaubensgefüge dekonstruieren und dann im besten Fall wieder rekonstruieren. Auch wir staatlichen Universitäten leben vom Hunger junger Christen, die sich nach einigen Jahren Milch-Theologie nach fester Speise sehnen. Ich meine das nicht einmal polemisch, ich beobachte einfach eine Verschiebung dieser alten Arbeitsteilung, sozusagen ein neues Transfer-Missions-Element.

Aber die Aussicht darauf, dass es so ewig weitergeht, ist nicht sehr beruhigend. Wir drehen uns alle im Kreis, bleiben in der Blase, gehen nicht dorthin, wo uns Christus hinschickt – wir, die ihm nachfolgen wollen, und wir, die über Nachfolge nachdenken sollen. Die Perspektiven für den freikirchlichen Gemeindeaufbau im nachkirchlichen Kontext sind bei Lichte betrachtet eine kontextsensible Analyse der missionalen Ekklesiologie, ein Wunsch, den Kontext der Freikirche wieder neu zu justieren, neu auszurichten, neu sensibel zu werden für diese Welt.

Ein Schlüssel zur Neukonstitution der Mission ist die soziale Konstruktion des kirchlichen Selbst. Darauf habe ich mich jetzt in meiner Lobrede stark konzentriert. Und solches zeigen ja auch die Best-practice-Beispiele, die eindrücklich sind, weil sie eben kontextsensibel sind und nicht telquel übersetzt werden können in andere Verhältnisse. So könnte man auch vergleichbar bei den Gleichnissen Jesu argumentieren. Es geht nicht darum, mit Sauerteig durch die Welt zu laufen oder in Äckern nach Schätzen zu buddeln. Nein, was sich am Fall entdecken lässt, sind Regeln; Regeln, die Hoffnung machen, Wegweiser, wie sie am Schluss der Studie auch aufgestellt werden. Meine Frage ist natürlich: Wer wird sie lesen? Und wer wird sich auf den Weg machen? Auf den missionalen Weg?

Ein zweiter Schlüssel ist das Commitment, wie es so schön neudeutsch heißt. Es braucht eine Zündung, ein Engagement, es braucht Brennstoff, es braucht Spiritualität. Und es ist schon auffällig in den Gemeinden, die wachsen, dass „Für“ wichtig wird: Für den Anderen da zu sein, zum Anderen hinzugehen, sich vom Anderen etwas sagen zu lassen, den Anderen zu segnen, stellvertretend für den Anderen zu hoffen. Das alles setzt voraus, dass wir die Anderen kennen und anerkennen und dann den ganz anderen Anderen anerkennen, *Christus*, der für uns alle da ist und sich zu uns hinbewegt, um uns alle zu segnen und heimzubringen.

Ich hoffe, dass viele Verächter unter den Gebildeten das Buch lesen, das wir heute loben, und die Angst vor dem Gespenst der Freikirche verlieren, bereit sind, die Allianzen zu stärken, die schon bestehen. Und das schließt natürlich Kritik nicht aus, und das schließt die Differenzen im Stil und in der Form nicht aus. Es gibt rote Linien, die eine großzügige Orthodoxie kennen und benennen muss. Die theologische sorgfältig empirisch fundierte Evaluation der missionarischen Praxis in den Freikirchen vermittelt ein akkurates Bild der Realität. Eine ungeschönte, aber hoffnungsvolle Studie. Ein Blick, der sich weitet und den blühenden, gelingenden Gemeindeaufbau ins Bild nimmt. Ich kann es so sagen: Gott sei Dank gibt es Gemeinden, die ein Segen für die Stadt sind. Gott sei Dank finden sich diese Gemeinden in Freikirchen und

Landeskirchen. Und auch der alte Kohelet, der einmal geschrieben hat, des vielen Büchermachens ist kein Ende und das viele Studieren macht den Leib müde, hat Gott sei Dank nicht immer recht. Zumindest bei diesem Buch, finde ich, es hat sich gelohnt, es zu schreiben, und es lohnt sich, es zu lesen. Und so wünsche ich dem Buch viele Leserinnen und Leser, und Ihnen, lieber Kollege Bartholomä, Gottes Segen für Ihr weiteres Forschen und Lehren!

Prof. Dr. Ralph Kunz, ralph.kunz@theol.uzh.ch